

Nationaler Spitex Förderpreis 2008

der Interkantonalen Spitex Stiftung, Sarnen

Bern, 28. April 2008

„Soziales und Gesundheit – Baustelle Schweiz“

[ANREDE]

Die Spitex ist ein humanitäres Wunder, eine in ihrer konkreten Ausprägung typisch schweizerische Institution des guten Willens und der praktischen Vernunft, getragen von originär privater Initiative und seit nicht allzu langer Zeit auch von gesundheitsstaatlicher Weisheit.

Inzwischen als selbstverständlich akzeptiert (und konsumiert) leistet die Spitex täglich einen wichtigen Teil jener sozialen Arbeit, ohne die unser Land wahlweise stillstehen oder auseinanderbrechen würde, weil – das wissen Sie besser als ich – weil heute, in *unserer* Generation, für *soviel* Arbeit auf *diesem* Qualitätsniveau und mit *solcher* Effizienz weder Familienbande noch andere Strukturen alleinigen Ersatz bieten könnten.

Die Spitex

In unvollständigen Stichworten: Dank Spitex

- mehr Leben zu Hause statt Spital- und Heimaufenthalte;
- mehr Einbettung bei Familien und Bekannten;
- mehr Betreuung statt Alleinsein;
- mehr Qualität für alle;
- und als Folge alldessen: niedrigere Gesundheitskosten, jedenfalls dann, wenn eine volkswirtschaftliche Gesamtkostenrechnung zum Massstab genommen wird.

Trotz alledem, meine Damen und Herren, trotz alledem wird die Spitex verschwinden.

Ich will damit nicht die Festfreude stören und sage das beileibe nicht als Gegner der Spitex. Im Gegenteil: Ich weiss aufgrund eigener Erfahrung, wovon ich rede. Denn ich hatte Ehre, Vergnügen und Freude, während sechs Jahren Präsident des kantonalschwyzerischen Spitexverbandes zu sein. Dabei habe ich eine Spitex in fokussierter Entwicklung und Bereitschaft zur Innovation erlebt, will heissen: Weit überdurchschnittlich kompetente Frauen – vor allem Frauen! – und Männer auf allen operativen Stufen, grosses Verantwortungsbewusstsein in den Vereinen als Trägerschaften der örtlichen Spitex-Organisationen und nicht zuletzt ei-

nen hoch motivierten Kantonalvorstand, die die Spitex innert weniger Jahr zu einer hochprofessionellen Organisation formiert haben.

... wird verschwinden?

Nun kann das alles ja wohl nicht der Grund sein für meine eben gemachte Aussage. Trotzdem noch einmal:

Die heutige Spitex wird verschwinden.

Natürlich *nicht die Spitex als Funktion*, aber die Spitex als Organisation, jedenfalls als Organisation in ihrer heutigen Ausgestaltung.

Lassen Sie mich bitte begründen, was ich damit meine. Und lassen Sie mich das in zwei Hauptpunkten tun. Erstens in einem kurzen Abriss unseres modernen Sozialstaates und seiner Entwicklung, und dann zweitens in einer Betrachtung unserer Gesundheitspolitik, mit spezifischem Blick auf die Spitex.

Sozialstaat Schweiz

Der moderne Sozialstaat, im 21. Jahrhundert so selbstverständliches Element der Schweiz wie die Demokratie, der Rechtsstaat und der Föderalismus, ist so, wie er uns heute erscheint, nur historisch erklärbar. Wer auf der grünen Wiese agieren, also von Grund auf neu bauen könnte, würde wohl kaum der Idee verfallen, auf Bundesebene ein Sozialversiche-

runge mit 11 Säulen zu installieren, *nota bene neben* kantonalen und *neben* kommunalen Zuständigkeiten und Institutionen, namentlich der Fürsorge als sozialstaatlicher *ultima ratio* und verfassungsrechtlichem Auffangnetz für alle sich rechtmässig in der Schweiz aufhaltenden Personen.

Bei einem BIP von rund 450 Milliarden Franken vereinnahmt das System Sozialstaat Schweiz über 100 Milliarden Franken pro Jahr. Ich brauche Ihnen nicht en détail darzulegen, dass angesichts von Demographie, Verschuldung von Sozialwerken und öffentlichen Haushalten die Leistungsgrenzen sichtbar sind. Sozialpolitik wird deshalb inskünftig noch in verstärktem Masse nicht als bloss weltanschauliche, politische oder technische, sondern als wesentlich finanzpolitisch geprägte Diskussion stattfinden.

Der Sozialstaat also ein facettenreiches, weit verzweigtes Gebilde. Diese Vielfalt hat *nicht nur Nachteile*. Sie hat ein reiches Erfahrungsnetz und in gewisser Hinsicht eine gegenseitige Kontrolle gebracht. In landestypischer Weise verhindert diese stark aufgefächerte soziale Welt, dass *ein grosser Fehler* gleich zum Untergang des ganzen Systems führt. Denn – eben – läuft einmal etwas nicht so optimal, so hat man ja noch etwa 15 andere Institutionen, die weiterhin funktionieren.

Ebenso landestypisch – und damit wären wir bereits bei den Nachteilen angelangt – ist jedoch der verbissene Perfektionismus, mit dem das Ganze durch- und manche Betroffene in die Irre geführt werden. Wem in der Schweiz ein Unglück widerfährt, der muss sich für einen furchtlosen Kampf mit den Institutionen rüsten. Das ist natürlich ein wenig plakativ auf den Punkt gebracht, lässt sich aber mit zahllosen Beispielen belegen. Wer schon selber oder miterlebt hat, welchen labyrinthischen Herausforderungen jemand ausgesetzt wird, dem in einem Spital ein Kunstfehler angetan worden ist, wird mir zustimmen. Das mögen Extremfälle sein.

Hingegen von täglicher Relevanz und von epischer Qualität sind die Abgrenzungskämpfe zwischen den Institutionen, so etwa zwischen Kranken-, Unfall und Invalidenversicherung. Kämpfe, die sich Mediziner, Ökonomen und Juristen liefern – um nur die „schlimmsten“ Berufsstände zu nennen; dann nämlich, wenn ein Vorfall nicht sofort und zweifelsfrei einem der Versicherungszweige zuzuordnen ist und deshalb in jahrelangen Gerichtsverfahren durchgefochten werden muss. Das macht doch alles keinen Sinn.

Einige denken bereits, in der Schweiz sei es weniger schlimm als in andern entwickelten Sozialstaaten. Das stimmt, ist jedoch kein Trost und lässt vor allem nicht

vergessen, dass auch in unserem Lande Sozialkarrieren möglich sind, die gemäss Drehtürprinzip funktionieren. Aus einer Institution raus, gleich rein in die nächste usw. usf. Dies, ohne dass eine wirksame Führung stattfinden würde.

Dabei hat alles so übersichtlich angefangen. Bismarck, mit den schreienden Ungerechtigkeiten der jungen Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts konfrontiert, hat das erste moderne Sozialversicherungssystem geschaffen. Er tat dies weniger aus Menschenliebe, dazu war er zu sehr preussischer Junker, sondern aus politischer Klug- und Notwendigkeit. Hätte er diesen Schritt nicht getan, wären er und die Seinen wohl von den Massen überrannt und bestenfalls auf politischem Wege entsorgt worden. Eine der grossen Ironien der Geschichte: Landadel verhindert qua Einrichtung des Sozialstaates den Sozialismus.

Die Schweiz zog mit gewohnter Verspätung nach – nicht mir dem Sozialismus, aber mit dem Sozialstaat. Von 1902 datiert das KUVG, erst im zweiten Anlauf konnte die AHV 1948 ihre Arbeit aufnehmen (wir feiern heuer das 60jährige Jubiläum!), die IV 1960 und die obligatorische berufliche Vorsorge ab 1985 waren weitere Meilensteine.

Der Befund: im Ergebnis verfügt die heutige Schweiz über eine sehr hohe sozialstaatliche Qualität. Sie ist

von für unser Land von erst- und einmaliger Dimension. Aber es gibt systeminterne Ab-, Leer- und Gegenläufe mit einem kaum zu beziffernden Verlust an Energie, gutem Willen, Nerven und Geld. Zudem ist das System nur noch bedingt steuerbar. Wer beispielsweise heute noch die Behauptung aufstellt, er wolle mit einer Senkung der Steuern Familienpolitik betreiben, der übersieht glattweg, dass er damit vor allem jene Einkommensklassen entlastet, die er nicht gemeint hat oder nicht gemeint haben darf. In einem Worte: Sozialpolitik und die sozialstaatliche Realität der Schweiz sind komplex, zu komplex, als dass Ziele, Funktionsweisen und Wirkung noch durchwegs verständlich und vermittelbar wären. Unter anderem deshalb werden erste Legitimationsprobleme des Sozialstaates sichtbar.

Es ist deshalb richtig, dass nun – endlich – eine ernsthafte Diskussion darüber eingesetzt hat, wie sich das System vereinfachen und schlanker machen lässt. Beispielsweise mit dem Vorstoss von Nationalrat Rossini (07.453), der das schweizerische System der sozialen Sicherheit in vier Hauptbereichen bündeln will, nämlich:

- Alter:
- Gesundheit und Pflege:
- Erwerbsausfall, Umschulung, Eingliederung:

- Familie:

Ob diese Fokussierung wirklich sinnvoll ist, ob sie überhaupt je realisiert wird, und wenn Ja, dann wie genau, vor allem: mit welchen Finanzierungsquellen und Anspruchsgrössen ein solches System gegebenenfalls auszustatten wäre usw. usf., ist völlig offen. Klar ist, dass es ein Generationenprojekt, eine politische und fachliche Grösstbaustelle wäre.

Für unseren Zusammenhang *wichtig und positiv* ist, dass die Pflege normativ erfasst und auf die gleiche Stufe wie die Gesundheit gehoben würde.

Soweit eine sozusagen übergeordnete Sicht, jene die das System „Sozialstaat Schweiz“ als Ganzes im Auge hat und von dessen Herkommen und dessen aktueller Verfassung darauf schliesst, was künftig sein kann und soll.

Gesundheitswesen und Spitex

Nun, wie sieht es aus der spezifischen Sicht des Gesundheitswesens aus?

Das Fazit gleich vornweg. Es bildet sich das grosse Ganze noch einmal im Kleinen ab. Im Dezember 2003 hat das Parlament eine umfassende Revision des KVG abgelehnt. Seither üben wir uns in Teilpaketen, die schwierig abgrenzbar sind, deren Behandlungsreihenfolge laufend geändert hat und deren Inhalte zum Teil

sogar noch zwischen den Paketen hin und her geschoben worden sind.

Eines der mühevollen Teilgebiete bildet die Neuordnung der Pflegefinanzierung. Diese, im Verein mit den übrigen beschlossenen und/oder absehbaren Änderungen des Krankenversicherungssystems führen zu einer etwas paradoxen Situation für die Spitex – ich beschränke mich auf zwei sich völlig widersprechend Tendenzen:

Erstens: Abschieben von Leistungen auf die Spitex ab.

Wieso das und was ich damit meine:

- die Fallkostenpauschalen veranlassen die Spitäler zur frühestmöglichen Entlassung von Patientinnen und Patienten bzw. deren Überweisung an die Spitex;
- Rehab-Einrichtungen können ihre Patientinnen und Patienten im Regelfall nur während einer beschränkten Dauer betreuen;
- die Pflegeheime sind in der Regel auf Langzeitpflege ausgerichtet und deshalb vielfach noch nicht in der Lage, rehabilitierbare Patientinnen und Patienten aufzunehmen;
- dem (genialen) Ärztetop sei Dank - Hausärzte sind Mangelerscheinungen und deshalb sehr oft überlastet – ärztliche Betreuung von Patientin-

nen und Patientin zu Hause wird immer mehr eingeschränkt;

- alles wird immer hektischer, immer kurzfristiger, immer komplexer, worunter wir verstehen können: die Entwicklung dahin, dass immer kürzere Fristen zur Verfügung stehen für den Übergang von stationären Einrichtungen an die Spitex; in der Folge besteht immer weniger Zeit für die nötigen organisatorischen Massnahmen wie etwa die Disposition von Personal und Material; darunter leiden namentlich komplexe Diagnose-, Bedarfs- und Einsatzverhältnisse wie etwa bei Alzheimer, Krebs, psychischen Erkrankungen, Sucht oder in Fällen, bei denen Kinder, Alleinstehende oder Alleinerziehende betroffen sind.

Und damit das *Fazit*: die Spitex läuft Gefahr, zu so etwas wie einem „Sammeltopf“ für all das zu werden, was für anderen Leistungserbringer nicht interessant oder unangenehm oder nicht finanzierbar ist.

Die verständliche Reaktion der Spitex darauf: Sie wirkt dem entgegen, zeigt ihre Möglichkeiten, Grenzen und Bedingungen auf, stellt Forderungen und ruft nach Unterstützung. Das entspricht einem natürlichen Selbsterhaltungstrieb.

Und nun aber – zweitens – das Gegenteil des eben Gesagten: die *Jagd* nach dem, was heute als Aufgabe der Spitex verstanden wird. Dabei handelt es sich um eine neuere Erscheinung. Wir beobachten, dass Erbringer stationärer Leistungen den sich verändernden Markt neu beurteilen und vermehrt dazu übergehen, selber ambulante Leistungen anzubieten. Namentlich Spitäl-ler, aber auch Heime und Gruppenpraxen gehen dazu über, Patientinnen und Patienten „dort abzuholen, wo sie herkommen und dorthin zu bringen, wo diese hin möchten“, wie es der Gesundheitsökonom Willi Og-gier formuliert hat.

Was ich damit also sehr deutlich sagen will: *Nicht die Spitex als Idee, nicht ihre Leistungen sind in Frage ge-stellt. Aber die Grenzen der Spitex als Institution sind umstritten, lösen sich vielleicht in absehbarer Zeit auf.*

Ist das ein Drama? Nein. Wieso auch? Die *Spitex-Idee* muss realisiert, die *Spitex-Leistungen* müssen erbracht werden. Wenn das eines Tages jemand anders tut, wenn die schweizerische Landschaft der Leistungserb-ringer in Zukunft anders sein wird – tant mieux. Wenn das, was wir heute unter Spitex verstehen, in Zukunft nicht mehr von einer eigenen Spitex erbracht wird und die Leistung noch besser und/oder noch günstiger er-folgt, wieso auch nicht?

Qualität und Preis, das müssen doch die Leitmotive unseres Denkens und Handelns sein, und nicht auf alle Fälle und in alle Zeit der Erhalt von Institutionen und Organisationen. Machen wir uns also mit dem Gedanken vertraut: auch wenn die Institution eines Tages anders heisst oder andere Einrichtungen die Funktion übernehmen, so muss und wird denn auch in allem der Geist der Spitex darin weiterleben, denn die Idee ist richtig und bleibt deshalb gültig.

Schluss

Ich komme zum Schluss: Der Sozialstaat Schweiz und mit ihm das Gesundheitssystem Schweiz ist eine Baustelle.

Ich sehe für die Spitex drei wesentliche, globale Entwicklungslinien:

Erstens: Konsolidierung, Verschlankung, und eine Neuregelung der Finanzierungen des übergeordneten Systems Sozialstaat Schweiz. Sei das mit einer kompletten Neu-Fundierung unserer Sozialversicherungssäulen oder durch weitergehende Revisionen der bestehenden.

Zweitens: Die Verschiebung der Grenzlinien bis Auflösung der Spitex als selbständige Einheit innerhalb des Subsystems Gesundheit und Pflege.

Drittens: *Panta rhei*. Der griechische Aphorismus mag zwar diskreditiert sein, seit ein Zürcher Schiff unter diesem Namen Leck geschlagen hat. Aber: *Panta rhei* gilt unverändert. „Alles fliesst“. Wer also die Substanz einmal als gut erkannter Lösungen wie die Spitex erhalten will, der erinnere sich an das geflügelte Wort des Leoparden aus dem gleichnamigen Sizilianischen Roman: „Alles muss sich ändern, damit alles gleich bleibt.“

Haben wir Freude daran, dass sich in unserem Land auf sehr hohem Niveau täglich neue Chancen eröffnen. Und tun wir etwas dafür. So wie wir es von der Spitex gewohnt sind.

* * *

Sehr geehrte Damen und Herren, empfangen Sie bitte meinen besten Dank für die Einladung. Ich freue mich auf eine kritische, lebhaftige Fortsetzung dieser interessanten und wichtigen Diskussion.

Ich will Herrn Landammann und Laudator Hans Hofer nicht vorgreifen, erlaube mir aber schon an dieser Stelle, allen Preisgekrönten herzliche zu gratulieren – und Ihnen allen einen schönen Abend zu wünschen. ---

Dr. Reto Wehrli

Nationalrat

Postfach 652

6431 Schwyz

041 811 80 80

wehrli@retowehrli.ch